

Sabine Wienker-Piepho, Klaus Roth (Hg.): Erzählen zwischen den Kulturen. Waxmann: Münster u.a. 2004 (= Münchener Beiträge zur Interkulturellen Kommunikation, Bd. 17).

Erzählen vom „Anderen“: Zum Umgang mit kultureller Differenz im alltäglichen Erzählen

Klaus Roth, München

In dem Buch ‚Asking and Listening‘ berichtet der amerikanische Kulturanthropologe Paul Bohannan von einem Erlebnis bei den Tiv in Nigeria, das ihn sehr berührte. „I still remember vividly the evening,“ schreibt er, „... when my Tiv assistant ... came to announce that he was back from the river where he had gone to bathe. He noted casually that a man had drowned while he was there. The man was a stranger, he said, and did not know there was a sudden drop of the river bottom when you got out about ten feet. He stepped off that drop, could not swim, and drowned. ‚Didn’t anybody try to save him?‘ He said they did not. I knew him to be a strong swimmer – ‚They didn’t try to save him?‘ The answer: ‚He wasn’t mine‘“ (Bohannan 1998: 52).

„Er war nicht von den Meinigen“, er gehörte nicht zu uns, war ein Fremder, ein Anderer und fiel deswegen aus dem System gegenseitiger Sorge und Hilfsverpflichtung heraus. Die kurze Geschichte ist die Erzählung von einer Fremdheitsbegegnung, und sie ist es in zweifacher Weise: von der tödlich endenden Begegnung des Tiv mit dem Angehörigen eines anderen Stammes und von der Begegnung eines Ethnographen mit einem ihm nur schwer nachvollziehbaren Verhalten fremder Menschen in Nigeria. Die erste Erzählung ist die erst durch die Nachfrage des Forschers vervollständigte Geschichte vom tatenlosen Zuschauen beim Ertrinken eines „Fremden“, eines Verhaltens, das für den Tiv kaum berichtenswert (*he noted casually*), da selbstverständlich war; die zweite Erzählung ist die Wiedergabe einer selbst für den Anthropologen schockierenden Begegnung mit einer fremden Kultur, die er nicht zufällig als Beispiel unter der Überschrift ‚Kulturschock‘ anführt. Das Fremdheitserlebnis ist für ihn ein Befremdungserlebnis, das die Grundannahmen und Grundwerte seiner eigenen Kultur verletzt und zutiefst in Frage stellt. Wie kann man, fragt er, auf derartige schockierende Erlebnisse reagieren? Man kann erschüttert sein, man kann empört sein, man kann zu diesem Verhaltenskodex „konvertieren“, oder: „You may insist that you weren’t raised to tolerate this crap, you may trumpet your superiority to ‚their‘ way of thinking or acting. You may even deny being affected by it“ (Bohannan 1998: 52).

Fremde Verhaltensweisen und Denkweisen können schockieren und das gesicherte Ich, die Voraussetzungen der eigenen Identität und unhinterfragten

Selbstverständlichkeiten tangieren, wie nicht nur der Ethnograph als „professional stranger“ (Agar 1980) und der Reisende, sondern heute im Zeitalter der Internationalisierung immer mehr Menschen begreifen, die mit dem Alltag fremder Kulturen in unmittelbaren Kontakt kommen, sei es als Reisende, sei es als Austauschstudenten oder sei es als entsandte Techniker, Manager, Geschäftsleute oder Diplomaten.

Sicher, das angeführte Beispiel ist extrem, doch erinnert nicht die hinter dem Verhalten des Tiv stehende Weltsicht an die des Gogen, der einen im Neckar ertrinkenden französischen Studenten „Au secours! Au secours!“ rufen hört und darauf nur sagt: „O Mändle, du hättescht au gscheider Schwemme gelernt wie Französisch!“ (Picard 1980: 37, cf. Röhrich 1977: 257)? Gewiss, hier handelt es sich nur um einen Witz, um die Austragung eines Konflikts mit den Mitteln der Komik. Doch in jedem Witz steckt ein ernster Kern, und der steckt, so müssen wir bei dem Tübinger Gogenwitz annehmen, in der damaligen Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen und den grassierenden antifranzösischen Stimmungen. Wer Französisch spricht oder lernt, so die Botschaft, gehört nicht zu uns und kann daher ruhig umkommen; ebenso wie auch der Jude oder Türke, um im Kontext der ethnischen Witze zu bleiben (Dundes/Hauschild 1983).

Ähnlich ausgrenzende Erzählungen finden sich auch in den modernen Sagen, wie Bengt Holbek in seinem kurzen, gehaltvollen Artikel „Stories about Strangers“ (1995) überzeugend herausgearbeitet hat. Es sind Geschichten über Begegnungen mit der Fremde oder mit Fremden im eigenen Land, fast immer Menschen aus dem „gefährlichen“ Süden. Die Geschichten haben wenig mit der Realität zu tun, bringen aber die verborgenen Ängste, die ‚gut feelings‘ der Erzähler prägnant zum Ausdruck. „They are our own stories,“ schreibt Holbek, „projected onto strangers. These stories surround them like a nimbus, so that we see the hateful picture composed of our own stories“ (Holbek 1995: 9). Da aber unser offizielles Erziehungssystem ebenso wie die Medien und der öffentliche Diskurs „more or less carefully purged of prejudice“ sei, übernehme die mündliche Überlieferung die Funktion eines „unofficial channel of expression outside the control of the authorities, and this is where we must look for the real world view of the common people“ (ebd.). In ähnlichem Sinne hat sich schon früher Alan Dundes über die Funktion von Folklore als „Fieberthermometer der Gesellschaft“ geäußert und darauf bestanden, dass „folklore matters“, denn sie sei Indikator sozialer und politischer Prozesse. Ethnische Witze zu verbieten sei daher, so Dundes, genau so sinnvoll wie das Zerschneiden des Thermometers wegen des hohen Fiebers (Dundes 1989).

Wenn die Annahme der beiden Erzählforscher zutrifft – und es gibt meines Erachtens wenig Grund zum Zweifel –, dann haben sich die von ihnen beobachteten sozialen Prozesse noch einmal erheblich verstärkt. Bis vor wenigen Jahrzehnten war die Fremdbegegnung – abgesehen einmal von der Auswan-

derung – eine soziale Interaktion, die fast nur spezielle Berufsgruppen wie Handwerker, Saisonarbeiter, Studenten, Seeleute, Soldaten, Fahrende und vor allem Kaufleute regelmäßig betraf; Georg Simmel hat in seinem „Exkurs über den Fremden“ den Händler sogar als den prototypischen Fremden herausgehoben. Zwar setzte im 19. Jahrhundert eine „Auflösung des Horizonts“ (Bausinger 1961) ein, doch blieb der direkte Kontakt mit völlig fremden Lebenswelten z. B. durch Reisen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts einer begrenzten Schicht von Begüterten vorbehalten. Zur wirklich massenhaften Zunahme der Kulturkontakte kam es erst durch den Massentourismus der letzten 50 Jahre, doch diese Fremdbegegnungen sind fast durchweg kurzfristig und oberflächlich und finden zudem meistens in „geschützten Räumen“, in Touristengettos statt, in denen eine folklorisierte und domestizierte Fremde inszeniert wird. Es ist beachtlich, dass die modernen Sagen dennoch so deutlich vor den Gefahren ferner Länder für den nichtsahnenden Touristen warnen.

Es ist also nicht diese für die „schönsten Wochen des Jahres“ ersehnte exotische Fremde, um die es geht, wenn von der explosionsartigen Zunahme der Kulturkontakte gesprochen wird. Fremdbegegnungen sind heute vielmehr in einem bisher nicht gekannten Ausmaße Teil des Alltagslebens von Millionen von Menschen geworden. Aus den wenigen Kaufleuten und Gesandten früherer Jahrhunderte sind heute wahre Heerscharen von entsandten Technikern und Ingenieuren, Managern und Geschäftsleuten, Diplomaten und Vertretern von Institutionen geworden, aus den wenigen Studenten viele Hunderttausende von Austauschstudenten und Gastdozenten, aus den Saisonarbeitern Millionen von Arbeitsmigranten, aus den Religionsflüchtlingen früherer Jahrhunderte Millionen von religiös oder politisch Verfolgten oder Wirtschaftsflüchtlingen. Sie alle sind in die Fremde gegangen (oder gesandt worden) mit dem Ziel, dort längere Zeit oder für immer zu bleiben. Sie sind nicht mehr Wandernde oder Gäste, denen das Gastrecht zusteht (wie etwa Reisenden), sondern sie erfüllen in nahezu idealer Weise Georg Simmels Begriffsbestimmung des Fremden als eines Menschen, „der heute kommt und morgen bleibt“. Es ist ein Bleiben mit Folgen, wie etwa die Zuwanderungs- und Integrationsdebatte in mehreren europäischen Ländern zeigt und wie auch die Tatsache belegt, dass in Deutschland inzwischen bald jede fünfte Ehe bikulturell ist.

In einem bisher nicht gekannten Ausmaße ist im Zeitalter der Globalisierung das Fremde veralltäglicht worden. Es ist nicht mehr begrenzt (und begrenztbar) auf Urlaubswochen, sondern durchdringt den eigenen Alltag, das Arbeitsleben ebenso wie das Wohnumfeld und vielfach auch die eigenen vier Wände. Für Millionen von Menschen ist dies eine neue und ungewohnte Erfahrung, die ihnen ganz erhebliche Lern- und Gewöhnungsleistungen und neue Strategien der Lebensführung und -bewältigung abverlangt. „Das Zusammentreffen mit dem Fremden,“ so der Anthropologe Julian Pitt-Rivers, ist „eine Konfrontation der

bekannten Welt mit dem Reich des Geheimnisvollen“ (Pitt-Rivers 1992: 29), und dieses Geheimnisvolle hat einerseits etwas Heiliges, andererseits etwas Gefährliches. Auf diese Ambivalenz des Fremden zwischen Faszinosum und Angst, zwischen Nähe und Ferne weist auch Almut Loycke hin. „Werden Menschen aus verschiedenen, einander fremden Kulturen miteinander konfrontiert,“ schreibt sie, „so werden sie zunächst in einen Zustand des Irritiertseins versetzt. Sie sind sich fremd. Das Fremdartige, das Unbekannte des Anderen ruft Angst hervor. Die exotische Erscheinung des Fremden, sein ungewohntes Verhalten, seine unverständliche Sprache ... lassen es unmöglich erscheinen, ihn mit den Kategorien der eigenen Kultur ... zu klassifizieren“ (Loycke 1992: 104). Fremdheitsbegegnung im Alltag wird, so wissen wir aus der Interkulturellen Kommunikation, in den meisten Fällen als Stress oder sogar als Schock empfunden, dem der Mensch, wie Justin Stagl betont, zumeist damit begegnet, dass er „sich alles Unvertraute, jenseits seines Erfahrungszusammenhanges Liegende erst vertraut mach[t], um es sinnvoll in die Sphäre seines Handelns und Denkens eingliedern zu können“ (Stagl 1993: 20), denn letztlich kann man „eigentlich nur *seinesgleichen* verstehen“ (ebd., 18).

Eine der häufigsten und auch effektivsten Strategien des Menschen, das Unvertraute in die eigene Sphäre einzugliedern, ist ohne Zweifel die *narrative* Verarbeitung und Bewältigung des Fremden. Das Erzählen über Fremde und Fremdes, über Erlebnisse in der Fremde und mit fremden Menschen in der eigenen Lebenswelt, sei es in mündlicher oder in schriftlicher Form, hat damit zentrale Bedeutung. „Das Fremde gehört seit jeher zu den großen Themen der Literatur, zu den menschlichen Grunderfahrungen,“ betonen Alexander Honold und Klaus Scherpe und verweisen auf das „sich rapide erweiternde Repertoire von Beschreibungs-, Darstellungs- und Spielformen, in welchen die interkulturelle ‚Begegnung‘ dramatisch konfiguriert und ausagiert wird“ (2000: 8).

Angesichts der drastischen Zunahme der Kulturkontakte und der damit einhergehenden Kulturkonflikte (cf. Greverus 1988) kann es nicht verwundern, dass neben dem schriftlichen in den letzten Jahrzehnten vor allem auch das mündliche Erzählen über Fremdbegegnungen stark zugenommen hat. Da sind zum einen die bereits erwähnten Witze und modernen Sagen, die das Thema der ethnischen, religiösen oder kulturellen Fremdheit verstärkt aufgreifen und die heute zunehmend auch über das Medium des Internets und der E-Mail verbreitet werden; derartige Webseiten mit unzähligen Witzen und Sagen gibt es heute in vielen Sprachen.

Zum andern, und sicher weitaus häufiger, wird das Thema Fremdheit im *alltäglichen Erzählen* behandelt. Das veralltäglichte Fremde ist zum integralen Bestandteil der Alltagskommunikation geworden – sei es in Form von Erzählungen über Erlebnisse in der eigenen Lebenswelt, etwa in der Nachbarschaft oder in der Arbeitswelt, z. B. in multikulturellen Teams, sei es in Form von

Erzählungen von Austauschstudenten oder Au-pair Mädchen über ihre Erfahrungen und Probleme im Gastland, sei es in Form von Geschichten von Expatriates über „seltsame Erlebnisse“ an ihrem Entsendungsort, sei es in Form von Geschichten von Geschäftsleuten über den Verhandlungsstil ihrer Geschäftspartner, sei es in Form von „Histörchen“ von Diplomaten über die Usancen in ihrem Einsatzland, sei es in Form von Erzählungen unter Frauen oder Männern über ihre anderskulturellen Ehepartner oder sei es in Form von Erzählungen von Individualreisenden über Erlebnisse in immer ferneren und exotischeren Ländern. Es sind Erzählungen von positiven wie auch von kritischen oder schockierenden Erfahrungen, die aber alle gemeinsam haben, dass dem Erzähler irgend etwas Fremdes besonderen Eindruck gemacht, ihn befremdet hat – denn sonst wäre es ja kaum erzählenswert.

Fremdheit ist, worauf Alois Hahn mit Nachdruck verweist, kein Zustand, sondern eine Beziehung zwischen Menschen und eine Zuschreibung; sie ist somit ein Etikett, das wir jemandem anheften, doch als solches ist sie eine „sozial folgenreiche Identitätsbestimmung“ (Hahn 1994: 140). Diese folgenreiche Etikettierung kann positiv oder negativ sein – und sie kann sich verändern: Tritt bei der ersten Begegnung mit Fremdheit (etwa im Urlaub oder zu Beginn des Auslandsstudiums) eher die Faszination des Exotischen in den Vordergrund, so wird nach dieser Euphoriephase das alltägliche Fremde eher als störend oder sogar bedrohlich empfunden.

Diesen Umschwung der Empfindungen bringt etwa eine Münchner Studentin³ auf den Punkt, die zum Studieren nach Italien ging und in eine Wohngemeinschaft einzog. Sie erzählt:

„Es fing an mit meiner Anreise. Meine neuen Mitbewohner der WG haben mich sehr herzlich begrüßt, obwohl wir uns vorher noch nie gesehen haben. Sie haben mir sofort geholfen, das Gepäck vom Auto in mein Zimmer zu tragen. Dann haben sie mich gefragt, ob ich etwas essen oder trinken wolle. Das habe ich als überaus fürsorglich empfunden. Ich habe gesehen, wie sie sich gewundert haben, dass ich mir nach Italien einen eigenen Fernseher und eine Stereoanlage mitgebracht habe. Dies habe ich auch später verstanden. Ich habe nie in meinem Zimmer allein ferngesehen, da wir uns alle im Wohnzimmer gesammelt haben, wenn etwas Interessantes im TV lief. Später habe ich aber die Für-

³ Die folgenden Fremdheitserzählungen wurden im Rahmen von Seminaren von Studenten der Volkskunde und der Interkulturellen Kommunikation (an der Universität München) in weitgehend authentischen Erzählsituationen erhoben. Die zitierten Ausschnitte stammen aus den Aufzeichnungen von Andrea Adam, Christopher Biesterfeldt, Josefina Csanyiova, Annette Müller, Stefanie Rixner und Jolanta Urbonaite.

sorglichkeit und das Beisammensein nicht mehr positiv empfunden. Ich wollte ab und zu meine Ruhe haben, einfach die Tür zu meinem Zimmer schließen, oder nicht zu Hause mit den andern Spaghetti essen, sondern mir etwas selber kochen. Dies haben sie meistens als Beleidigung empfunden. Sobald meine Zimmertür zu war, haben sie mich ständig gefragt, ob irgend etwas nicht in Ordnung sei, ob ich etwas gegen ihre Spaghettis habe, oder ob mir ihr Fernseher im Wohnzimmer nicht gut genug erscheint ... Es hatte keinen Sinn, ihnen zu erzählen, dass ich die Programme im TV zwar nett fand, aber nicht täglich eine neue Folge der ‚Telenovella‘ sehen mußte, dass ich ab und zu meine Tür zu hatte, was nicht hieß auf irgend jemanden verärgert zu sein, und dass ich außer Spaghetti gerne auch mitgebrachte tiefgefrorene Brez'n mit Butter essen wollte. ... Noch schwieriger ... war es mit den männlichen Mitbewohnern. Bei denen musste ich mich jedesmal, wenn ich ausgehen wollte, ‚abmelden‘. Natürlich musste ich mir im voraus ausdenken, mit wem ich ausgehe, und noch etwas Geschicktes einfallen lassen, warum ich ... nichts mit ihnen unternehme, sondern jemand anderen bevorzuge. Es schien mir, als wenn meine männlichen Mitbewohner meine älteren Brüder gewesen seien, oder gar Väter, die sich ständig um mich kümmern müssten und jede Einzelheit aus meinem privaten Leben kennen sollten. Von einer Freundin habe ich erfahren, dass meine Mitbewohner typische ‚Südtaliener‘ waren. Dort sei es angeblich üblich, dass die Familien sehr eng aneinander gebunden sind. Sind die Studenten ... z. B. durch ein Studium in einer anderen Stadt aus diesem Familienleben ‚ausgerissen‘, versuchen sie sich eine ‚künstlich‘ zu bilden, z. B. durch das enge Zusammenleben in einer WG. Ich habe meine Zeit in Italien trotzdem sehr genossen, auch wenn ich sagen muss, dass ich nach meiner Rückkehr nach München die Anonymität unserer Stockwerks im Wohnheim auf einmal sehr geschätzt habe.“

Ich habe diese Erzählung einer Italianistik-Studentin bewusst in fast voller Länge wiedergegeben, denn sie ist nicht nur die recht präzise Wiedergabe einer sehr häufigen interkulturellen Erfahrung westeuropäischer Studenten in süd- oder osteuropäischen Ländern. Sie zeichnet sich zudem aus durch genaue Beobachtung und Reflexion über das Fremde und das Eigene – und sie enthält alle Ebenen, die für die Analyse aus der Sicht der Interkulturellen Kommunikation sinnvoll und relevant sind:

Sie ist, erstens, weitgehend *deskriptiv*, d. h. sie beschreibt in recht neutraler Form das Geschehen und die Handlungen und Empfindungen der Erzählerin und ihrer Mitbewohner. Sie macht, zweitens, einen Versuch, das ungewohnte Verhalten in der Wohngemeinschaft zu *interpretieren*, wofür sie die Aussage einer kulturkompetenten Freundin heranzieht, die das Verhalten der Mitbewohner

als „typisch süditalienisch“ identifiziert und es deutet; ob diese Interpretation richtig ist oder nur ein norditalienisches Stereotyp über die Südtaliener, sei dahingestellt. Auf jeden Fall ist es ein Versuch der Erzählerin, befremdendes Verhalten für sich plausibel zu machen. Und die Erzählerin gibt, drittens, *Wertungen*, die sie aber deutlich von der Beschreibung abtrennt. Es sind zum einen die anfangs positiven, später aber negativen Bewertungen des Verhaltens ihrer Mitbewohner, und es ist vor allem die fast emphatisch positive Einschätzung der eigenen Werte, nämlich der (ansonsten zuhause oft kritisierten und von ausländischen Studenten auch oft beklagten) Anonymität in deutschen Studentenheimen. Die Fremdbegegnung hat die Studentin – wiewohl sie ihre „Zeit in Italien trotzdem sehr genossen“ hat – zu einer erhöhten Sensibilität für und Wertschätzung des Eigenen geführt.

In ganz ähnlicher Weise finden sich die verschiedenen Ebenen in der Erzählung einer deutschen Studentin über ihren Aufenthalt in England:

„Das, was mir während der Zeit drüben am komischsten vorkam, war die Einstellung der Engländer zur Temperatur. Du weißt ja, dass ich im Club in Regensburg gerudert habe und das wollte ich in Cambridge wieder machen. Im September und Oktober ist mir dabei noch nichts Besonderes aufgefallen. Aber dann bin ich, als es einmal ziemlich kalt war, so etwa Anfang Dezember, zum Training gegangen. Und ich hatte die Sachen an, die ich in Regensburg auch immer anhatte, wenn es richtig kalt war. Nämlich zwei Thermoleggings, drei Unterzieher, einen Pulli, eine winddichte Ruderjacke, Schal, Mütze und vor allem Nierenwärmer. Denn schließlich hatte es auch so um die 0° C. Aber Du wirst nicht glauben, was die Engländerinnen an hatten: nur ein langes T-Shirt unter ihren dünnen Einteilern! Und die ganz ‚Verfrorenen‘ hatten noch eine leichte Windjacke drüber. Und Du musst Dir vorstellen, dass es richtig windig war und eine richtig nasse Kälte! Ich kam mir da schon richtig dämlich vor, aber dann wurde ich auch noch das ganze Jahr über wegen meiner ‚kidney-warmer‘ gehänselt. Und das ist noch nicht alles. Immer, wenn man abends in Cambridge wegging, konnte man solche Sachen erleben. Auch wenn es richtig kalt war, die Engländerinnen hatten größtenteils kurze Kleidchen an und dazu Sandalen, ohne Strumpfhosen, ohne Jacken drüber, ohne Schal. Wenn es mal ... geregnet oder geschneit hat, haben sie sich halt notgedrungen eine Jacke angezogen, aber deswegen noch lange keine Strumpfhosen. So nach dem Motto: Wer schön sein will, muss leiden ...“

Die Erzählung berichtet dann noch vom langen Sitzen draußen vor Pubs auch an kalten Abenden, und die Erzählerin schließt folgendermaßen ab:

„Das sind jetzt alles keine Einzelbeobachtungen, auch andere Austauschstudenten haben sich darüber gewundert, wenn die Briten bei ziemlich frischen Temperaturen im T-Shirt und in kurzen Hosen herumlaufen. Ich hab' dann mal ein paar Engländer gefragt, warum das so ist, und sie hatten als Erklärung nur parat, dass sie wohl mit der leichten Kleidung versuchen, das Wetter besser zu machen, als es wirklich ist ...“

Ich will es mir hier ersparen, den Text genauer zu analysieren, etwa den Versuch der Erzählerin, ihre Meinung durch Berufung auf andere Studentinnen zu stützen und durch die Befragung von Engländerinnen eine Erklärung zu finden. Vielmehr möchte ich darauf hinweisen, dass hier, wie auch in der vorigen Erzählung, das Erleben für die Erzählerin eine stark *affektiv-emotionale* und (im zweiten Fall) auch eine *physisch-medizinische* Ebene hatte, etwa in Form von möglichen Erkältungen. Und beide Erzählungen berichten von durchaus relevanten *sozialen* und *verhaltensmäßigen* Konsequenzen: Die Mitbewohner in der italienischen Wohngemeinschaft fühlen sich durch die räumliche Absonderung der Erzählerin beleidigt, und die Studentin in Cambridge wird wegen ihrer Nierenwärmer ein ganzes Jahr lang gehänselt.

Dass die Studentin in Italien nach einiger Zeit Spaghetti nicht mehr essen mochte und ihre „tiefgefrorenen Brez'n mit Butter“ in ihrem Zimmer aß, verweist auf ein wichtiges Thema vieler „Kulturkontakterzählungen“ (Roth 1996): das Essen. Zahlreich sind die Berichte über das fremde Essen, das oft als unverträglich oder sogar eklig empfunden wird, manchmal sogar zu Erkrankungen führt. So betont eine 21-jährige Studentin, die in den Semesterferien durch Vietnam gereist ist, dass sie „zum Essen ... nur dort hingegangen [ist], wo die Speisekarte auf Englisch übersetzt war. Wenn irgendwo Katzen- oder Hundefleisch drin war, hab ich darauf verzichtet ...“ Doch fremde Kost gibt es nicht nur in der Fremde, sie begegnet auch bei der immer größeren Zahl von ausländischen Studenten und Berufstätigen in der vertrauten Umgebung, etwa im Studentenheim oder in der Wohngemeinschaft. So wurde bei einer Geburtstagsfeier von einem Mann einer Gruppe von Zuhörern bei Tisch folgendes erzählt:

„Ich hatte einen Mitbewohner, der aus Thailand oder wer weiß von wo stammte. Wir nannten ihn nur ‚Chinese‘, ‚Chinakohl‘, ‚Reisfresser‘, (der Erzähler lacht) die ‚gelbe Gefahr‘. Stellt euch mal vor, wie er gekocht hat. Ein normaler sterblicher Mensch nimmt die Pfanne, heizt das Öl an, anschließend tut er die Zutaten in die Pfanne. Nein, mein Mitbewohner hat zwar schon das Öl vorgeheizt, aber so, dass die ganze Bude vom Öl gestunken hat, die Pfanne sich von der Hitze verbogen hat. Das Öl spritzt überall (der Erzähler zeigt mit beiden Händen, wie das Öl von der Pfanne spritzt, und er zischt, versucht die Töne des Spritzens

nachzuahmen). Wenn es ganz schön heiß ist, wirft er plötzlich das Gemüse und die anderen Zutaten in die Pfanne, (er lacht) das muss man sehen. Einmal umrühren, irgendein stinkendes Gewürz, (mit Ekel) vielleicht Safran oder sowas? Fertisch!!! (sagt er mit ‚chinesischem‘ Akzent, wobei er das ‚fertige Gericht‘ mit seinen Händen ‚präsentiert‘ und lacht).“

Der Erzählung folgten dann weitere mit ähnlicher Aussage und Tendenz. Sie alle – wie auch die beiden oben angeführten Erzählungen – beruhen auf der Perspektive der jeweils Erzählenden, aus der heraus das Fremde als unnormale und abartig erscheint. „Ein normaler sterblicher Mensch nimmt die Pfanne ...“ betont der letzte Erzähler emphatisch aus seiner ethnozentrischen Haltung heraus, und auch die beiden Austauschstudentinnen betonen die ‚Normalität‘ und Selbstverständlichkeit ihres mitgebrachten Verhaltens. Wir dürfen aber annehmen, dass auch die italienischen Mitbewohner, die englischen Ruderinnen und der chinesische Kollege sich – aus ihrer Sicht – „normal“ verhalten haben. Das gleiche gilt für eine japanische Studentin in München, die „am Anfang sehr schockiert war [über das] Verhalten zwischen Kunden und Verkäufern in Deutschland“ und diesem Verhalten ihre japanische Normalität entgegensetzte: „In Japan ist der Kunde ein Gott, Du weißt schon, *okyakusama wa kamisama desu*. In Japan kann man außerdem jederzeit einkaufen, auch wenn die Geschäfte eigentlich schon geschlossen sind ...“.

Damit haben wir ein weiteres typisches Merkmal von Kulturkontakterzählungen: die Form des impliziten oder expliziten Vergleichs. Die zitierte japanische Studentin vergleicht nicht nur den Kundenservice, sondern auch den Verkehr und das Fahrradfahren, das Essen und die Tischmanieren in Deutschland mit dem, was sie aus Japan gewohnt ist, was für sie ‚normal‘ ist. Hier sind wir bei dem Kernpunkt der interkulturellen Begegnung angelangt: In jeder dieser Begegnungen stoßen zwei (oder mehr) *Normalitäten* aufeinander. Es sind unhinterfragte Selbstverständlichkeiten, unreflektierte „ways of doing things“, die zumeist (und besonders bei der Nahrung) früh im Leben angeeignet wurden. Kulturkontakterzählungen sind damit in der Regel Erzählungen von der Konfrontation mit anderen Normalitäten, mit anderen Handlungs- und Denkweisen, mit anderen Möglichkeiten des Seins. Und es sind Begegnungen, die, wie Paul Bohannan nüchtern feststellt, beim betroffenen Erzähler (und oft auch bei seinen Zuhörern) als Reaktion in der Regel Gefühle wie Wut oder Freude, Peinlichkeit oder Faszination, Bewunderung oder Verachtung hervorrufen (Bohannan 1998: 52 f.).

Die Fremdheit des „anderen Verhaltens“ bleibt in sehr vielen Fällen unaufgelöst und führt zu einem um so festeren Beharren bei der eigenen Normalität, wie etwa im Fall der Mutter einer litauischen Studentin, die bei ihrem Besuch in München eine junge deutsche Mutter beobachtete, die ihre drei Kinder auf ihrem Fahrrad mit sich führte, eines im Kinder-Anhänger, eines auf

dem Rücksitz und ein Baby in einer Bauchtasche. Die litauische Frau war darüber völlig fassungslos und blieb es auch – trotz aller Erklärungen ihrer Tochter. Häufig ist in der Fremdbegegnung der Rückzug auf das vertraute Eigene, die Versteifung und Abkapselung und die um so vehementere Verteidigung der als bedroht empfundenen eigenen Identität. So war eine deutsche Studentin in der Türkei sehr erstaunt darüber, dass dort viel weniger Frauen Kopftücher tragen und „mitten in der Stadt ... die jungen Mädchen supermodern in kurzen Röcken und bauchfreien Oberteilen an uns vorbei(spazierten)“ und „ganz modern geschminkt“ waren. „Kaum eine Frau weit und breit mit einem Kopftuch,“ konstatiert sie voller Überraschung und vergleicht dies Bild mit dem „von den Türken aus meiner Nachbarschaft in München.“ Die Fremdbegegnung der Türken in Deutschland hat zum Rückzug auf nativistische und auch fundamentalistische Positionen geführt; in der Türkei selbst ist dieses Verhalten offenkundig nicht notwendig.

Die Konfrontation mit einer anderen Normalität kann aber auch zu einer Reflexion über das eigene Verhalten und zu einer Akzeptanz der anderen Art, Dinge zu tun, führen. Das wird etwa deutlich in der langen Erzählung eines jungen deutschen Geschäftsmanns, der in Usbekistan Geschäftsverhandlungen zu führen hatte, den aber die Gastgeber bis in die Nacht erst einmal zu umfangreichen Gelagen mit viel Wodka und Trinksprüchen einluden, mit ihm zusammen Karaoke sangen und Billard spielten, um dann – nachdem sie ihn „als Menschen“ persönlich kennen gelernt hatten – mitten in der Nacht zwischen zwei und drei „effektive Geschäfte“ machten.

„So wie es bei uns nicht möglich wäre. Da ging es wirklich um Grundlagen. Da sind die höchst konzentriert, haben ganz konkrete Fragen, achten extrem genau auf das, was du sagst, nicht so wie bei uns, so lala..., sondern extrem genau, und hinterfragen das auch. ... ganz konkret und fassbar, aber erst unter Freunden. Und dann wurde das Geschäft gemacht und dann geht's aber nicht mehr mit 'nem Papier, sondern dann gibt man sich die Hand und sagt, so jetzt haben wir das besprochen und wir freuen uns auf die Zusammenarbeit. Die ist noch gar nicht definiert. Anders als bei uns. Da definierst Du erst den Rahmen und dann sagst Du, jetzt schau wir mal, dass wir das abarbeiten. Sondern da ist gesagt worden, wir schaffen das zusammen ... Und das war für mich, der ich gewohnt bin, sehr gradlinig Geschäfte zu machen: Unterschrift, Papier, Ende der Vorstellung, keine persönlichen Kontakte zum Kunden zu pflegen, das krasse, ganz weit entfernte Gegenteil ... Und das, muss ich sagen, war faszinierend. Das war eine Ebene, da hab sogar ich mich mit meiner Aversion gegen persönliche Kontakte mit fremden Leuten ... wohl gefühlt. Das hätte ich von mir selber nicht gedacht. Und das war für mich die Abschiedsüberraschung, dass ich

gesagt habe, ja so geht es halt auch. Es funktioniert. Es kann so funktionieren mit denen, es gibt Sinn, auch für mich.“

Die fremde, jetzt aber vertraut gewordene Art zu verhandeln „gibt Sinn, auch für mich“, so das offene Geständnis dieses Geschäftsmanns. Doch täuschen wir uns nicht: Eine solche Selbstreflexion, Offenheit und Akzeptanz ist wohl kaum der Regelfall. Denn anders als es die oft mit großem Optimismus vorgebrachte *Kontakthypothese* behauptet, werden durch den vermehrten und alltäglichen Kulturkontakt die gegenseitigen „Bilder in den Köpfen“, die Stereotypen und Vorurteile keinesfalls abgebaut (cf. Quasthoff 1989, Roth 1998); eher ist, wie Alexander Thomas und andere Sozialpsychologen empirisch feststellten, eine Zunahme zu verzeichnen (Thomas 2000), denn wir nehmen das wahr, was wir wahrzunehmen gelernt haben. Das gilt, wie psychologische Studien bei Studienreisenden gezeigt haben, nicht etwa nur für „einfache Leute“, sondern auch für Gebildete: Trotz des hohen emanzipatorischen Anspruchs der Reiseveranstalter werden auch hier Stereotypen und Vorurteile verstärkt und haben eine hohe Resistenz gegen die Realität (Popp 2000).

In diesem Dilemma spielen Erzählungen, spielt die narrative Verarbeitung von Begegnungen mit dem „Anderen“ eine gewichtige Rolle. Bengt Holbek und Alan Dundes ist unbedingt zuzustimmen in ihrer Aussage, dass Erzählungen wie Witze und Sagen ebenso wie auch das alltägliche Erzählen Indikatoren der „gut feelings“ sind, dass sie Ängste und Aggressionen der Menschen anzeigen. Unbezweifelt ist, dass sie diese Emotionen auch schüren und sogar auslösen können, doch ist ihre Leistung sehr hoch zu bewerten, das Fremde in unseren Wahrnehmungshorizont, in unser Denken und Fühlen zu integrieren, über fremde Länder und Kulturen zu belehren, vor Fehleinschätzungen fremden Verhaltens zu warnen, zur Reflexion über das „Andere“ zu animieren, und damit etwas Entscheidendes zu bewerkstelligen: die Umwandlung des unvertrauten und damit beängstigenden Fremden in das vertraute und akzeptierte „Andere“, mit dem zumindest eine friedliche Koexistenz möglich ist. Vor diesem Hintergrund erscheint es als durchaus sinnvoll, dass in der Interkulturellen Kommunikation seit vielen Jahren Kulturkontakterzählungen in Form von „critical incidents“ als didaktisches Mittel Verwendung finden (cf. Brislin 1986, Triandis 1984, Roth 1996: 71–73, Thomas 2000).

Angesichts dieser Leistungen von Erzählungen über das „Andere“ wäre es ziemlich sinnlos, gegen sie angehen zu wollen. Sie sagen sehr viel aus über die Gesellschaft, in der sie erzählt werden, und sollten nicht einer vermeintlichen „politischen Korrektheit“ geopfert werden. Diese ist ebenso wenig hilfreich wie das Zerbrechen des Fieberthermometers.

Der mündlichen Überlieferung kommt hier (wieder) eine sehr wichtige gesellschaftliche Aufgabe zu. Vergessen wir nicht: Das Tabu des 19. Jahrhunderts war die Sexualität – und alles Sexuelle und Erotische wurde, wie etwa

Vance Randolph und Gershon Legman so eindrücklich gezeigt haben, abgedrängt in den Untergrund, wo die „obszöne Überlieferung“ um so heftiger blühte. Das Tabu des 20. Jahrhunderts war, wie die Soziologen, Psychologen und Historiker konstatiert haben, der Tod – weswegen etwa die makabren Witze und Horrorgeschichten um so heftiger zirkulierten. Werner Schiffauer machte 1996 im Diskurs der Ethnologen und auch der Öffentlichkeit eine „Angst vor der Differenz“ aus (Schiffauer 1996). Als Erzählforscher sollten wir diese Angst nicht teilen oder gar verstärken, sondern dazu beitragen, dass *kulturelle Differenz* Teil des alltäglichen Erzählens und des öffentlichen Diskurses bleibt und nicht zum Tabu des 21. Jahrhunderts wird. Die große Zahl boshafter ethnischer Witze und Sagen wie auch das z. T. emotionsgeladene alltägliche Erzählen über Fremdheitsbegegnungen werden durch ihre Abdrängung ganz gewiss nicht reduziert. Sie erfüllen vielmehr, ganz im Gegenteil, in unserer Welt der grenzenlosen Globalisierung entscheidende psychische und soziale Funktionen.

Literatur

- Agar, Michael H. 1980: *The Professional Stranger*. New York: Academic Press.
- Bausinger, Hermann 1961: *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart.
- Bausinger, Hermann 1988: *Das Bild der Fremde in der Alltagskultur*. In: *Universitas* 43, 2/9: 946–955.
- Böckelmann, Frank 1998: *Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen*. Frankfurt am Main.
- Bohannon, Paul, Dirk van der Elst 1998: *Asking and Listening. Ethnography as Personal Adaptation*. Prospect Heights, Ill.: Waveland.
- Brednich, Rolf W. 1990: *Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute*. München: Beck.
- Brislin, Richard W., K. Cushner, C. Cherrie, M. Yong 1986: *Intercultural Interactions. A Practical Guide*. Newbury Park, London: Sage.
- Davies, Christie 1990: *Ethnic Humor around the World: a Comparative Analysis*. Bloomington.
- Dundes, Alan, Thomas Hauschild 1983: *Auschwitz Jokes*. In: *Western Folklore* 42: 249–260.
- Dundes, Alan 1989: *Folklore Matters*. Knoxville.
- Gerndt, Helge (Hg.) 1988: *Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität*. München.
- Greverus, Ina-Maria u. a. (Hg.) 1988: *Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden*. 2 Bde. Frankfurt am Main.

- Hahn, Alois 1994: Die soziale Konstruktion des Fremden. In: Walter M. Sprondel (Hg.), *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 140–163.
- Holbek, Bengt 1995: Stories about Strangers. In: *International Folklore Review* 10: 5–9.
- Kerbelyté, Bronislava 1987: Fremde(r). In: *Enzyklopädie des Märchens*. Berlin, New York. Bd. 5: 252–257.
- Kohl, Karl-Heinz 1990: Über den Umgang mit Fremdem. Ethnologische Beobachtungen in Ost-Flores. In: *KEA. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1: 98–112.
- Loycke, Almut (Hg.) 1992: *Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins*. Frankfurt am Main: Campus.
- Quasthoff, Uta M. 1989: Ethnozentrische Verarbeitung von Informationen: Zur Ambivalenz der Funktion von Stereotypen in der interkulturellen Kommunikation. In: Petra Matusche (Hg.), *Wie verstehen wir Fremdes? Aspekte zur Klärung von Verstehensprozessen*. München, 37–62.
- Picard, Martin 1980: *Die schönsten Gogenwitze*. München: Goldmann.
- Pitt-Rivers, Julian 1992: Das Gastrecht. In: Almut Loycke (Hg.), *Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins*. Frankfurt am Main, 17–42.
- Popp, Herbert 2000: Reisen bildet – Klischees bleiben. In: *Forschung* 25, 3–4: 4–7.
- Röhrich, Lutz 1977: *Der Witz*. Stuttgart.
- Rösch, Olga (Hg.) 2000: *Stereotypisierung des Fremden. Auswirkungen in der Kommunikation*. Berlin.
- Roth, Klaus 1996: Erzählen und Interkulturelle Kommunikation. In: Ders. (Hg.), *Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation*. Münster, New York: Waxmann, 63–78.
- Roth, Klaus 1998: „Bilder in den Köpfen“. Stereotypen, Mythen, Identitäten aus ethnologischer Sicht. In: Valeria Heuberger u. a. (Hg.), *Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen*. Frankfurt, Bern: Lang, 21–43.
- Roth, Klaus 2001: Erzählen zwischen den Kulturen. Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zwischen Erzählforschung und Interkultureller Kommunikation. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 97: 145–156.
- Scherpe, Klaus 2000: Die Ordnung der Dinge als Exzeß. Überlegungen zu einer Poetik der Beschreibung in ethnographischen Texten. In: A. Honold, K. Scherpe (Hg.), *Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen*. Frankfurt am Main: Lang, 13–44.
- Schiffauer, Werner 1996: Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in der Kulturanthropologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 92: 20–31.

- Simmel, Georg 1908: Exkurs über den Fremden. In: Ders., *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig, 509–512.
- Stagl, Justin 1993: Szientistische, hermeneutische und phänomenologische Grundlagen der Ethnologie. In: W. Schmied-Kowarzik, J. Stagl (Hg.), *Grundfragen der Ethnologie*. Berlin: Reimer, 15–49.
- Thomas, Alexander 2000: Bedeutung und Funktion sozialer Stereotype und Vorurteile für die interkulturelle Kommunikation. In: Olga Rösch (Hg.), *Stereotypisierung des Fremden. Auswirkungen in der Kommunikation*. Berlin: News & Media, 11–28.
- Triandis, Harry C. 1984: A Theoretical Framework for the More Efficient Construction of Culture Assimilators. In: *International Journal of Intercultural Relations* 8: 301–330.
- Wierlacher, Alois 1993: *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Probleme kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung*. München: Iudicium.